

Heinrich der Löwe.

Vortrag, gehalten im literarischen Verein zu Ploen

von

Dr. **E. Borchert**,
Lehrer im Rgl. Kadettencorps.



Berlin, SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.

(**C. C. Fiedrich'sche Verlagsbuchhandlung.**)

33. Wilhelm-Strasse 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Unter denjenigen, die schon mit Bewußtsein die deutschen Verhältnisse vor deren Neugestaltung haben beobachten können, befinden sich wohl wenige, die in der Zeit der Jugendbegeisterung dem Zauber haben entgehen können, den die Geschichte der staufischen Zeit und vor allem Friedrich Barbarossas auf jeden ausüben mußte, der sich noch einen Rest von Idealismus bewahrt hatte. Er war gleichsam die Verkörperung der alten Reichsidee, und daher erklärt sich die Schwärmerei für ihn, so lange noch die alten Raben herflogen um den Berg, so lange noch des Reiches Herrlichkeit nur in der Erinnerung und in der Phantasie ihre Stätte hatte. Seitdem ist es vielleicht etwas anders geworden; man verschließt heutzutage seine Augen auch gegen die Erscheinung nicht, daß Friedrich seine Lebensaufgabe, die Unterwerfung Roms und Italiens, scheitern sehen mußte und daß die Staufer als Frucht ihrer vorzugsweise auf Italien gerichteten Politik ein zerrüttetes Reich hinterließen, das wiederaufzurichten anderen Geschlechtern vorbehalten blieb.

So dürfte denn jetzt auch die Geschichte eines Mannes unbefangener Würdigung finden, der lange Zeit der Hauptgegner Friedrichs gewesen ist, der freilich im Kampfe mit der staufischen Partei seinen Untergang gefunden hat, an den aber noch heute blühende Städte, wie München, Lübeck, Braunschweig, erinnern, die ihm theils ihre erste Entstehung, theils ihre Blüthe verdanken. Dieser Mann ist Heinrich der Löwe, für uns noch deshalb von besonderer Bedeutung, weil gerade unsere Gegend ein Hauptschauplatz seiner Thätigkeit ist.

Das welfische Geschlecht ist eines der ältesten von Deutschland; denn seine Geschichte läßt sich bis in die Zeit Karls des

Großen zurückverfolgen. Waren die ältesten und bekannten Welfen, die zu Altorf im württembergischen Donaufreise ihren Sitz hatten, trogige, und gerade, auf ihre Unabhängigkeit stolze Gefellen, so änderte sich der Charakter des Geschlechtes, seit durch eine Verschmelzung mit dem Hause Este italienisches Blut in die Familie kam. Welf IV, ein geborener Italiener, wußte von Kaiser Heinrich IV nicht auf die ehrenhafteste Weise das Herzogthum zu gewinnen, und dieses ging nach seinem Tode auf seinen Sohn Welf V über, den letzten unter den Welfen, der in dem Sinne Freund des Kaiserthums war, daß ihm dessen Erhöhung wichtiger war als die eigenen Interessen.

Ihm folgte sein Bruder Heinrich der Schwarze, ein angesehenener Mann, der durch seine Heirath mit der Tochter des letzten Sachsenherzogs aus dem Hause der Billunger seinem Geschlechte große Stücke Sachsens, vor allem Lüneburg und dessen Gebiet erwarb. Für die Folge gewann es eine große Bedeutung, daß er eine seiner Töchter dem Haupte der erst damals aufblühenden Familie der Staufer, Friedrich dem Gindäugigen, Herzog von Schwaben, vermählte, da aus dieser Ehe der Mann entsproß, der das Welfengeschlecht von der stolzeften Höhe zur tiefsten Tiefe herabstürzte, Friedrich Barbarossa.

Der Glanz des welfischen Hauses, die Macht desselben, die dem Kaiserthum gefährlich wurde, beruhte aber vor allem auf Heinrichs des Löwen Vater, Heinrich dem Stolzen. Um die Stellung, die dieser merkwürdige Mann einnahm, zu verstehen, müssen wir etwas näher auf die Verhältnisse des Reiches eingehen. — Deutschland war grundsätzlich ein Wahlreich. Seit Jahrhunderten aber war es Sitte geworden, stets den nächsten Erben des verstorbenen Königs auch zu seinem Nachfolger zu wählen. Ein Jahrhundert hatten nach dem Aussterben der Karolinger die Sachsen, ein zweites Jahrhundert die Franken dem Reiche eine ununterbrochene Reihe von Königen geschenkt.

Das letztgenannte Haus aber starb im Jahre 1125 mit Heinrich V. aus. Bei der nun folgenden Wahl standen sich zwei Parteien schroff gegenüber. Die einen wollten der bisherigen Praxis folgen und den Neffen Heinrichs V., Friedrich, Herzog von Schwaben, den Schwiegersohn des Welfen Heinrich des Schwarzen, das Haupt des staufischen Hauses, wählen. Es waren dieß zugleich diejenigen, welche eine starke Entfaltung der Reichsmacht oder, um einen modernen Ausdruck zu brauchen, den Einheitsstaat erstrebten. Ihnen gegenüber standen diejenigen, die vor allem die Erhaltung der Macht der einzelnen Reichsstände im Auge hatten. Natürlich finden wir auf dieser Seite auch die ewige Feindin eines starken Deutschlands, die römische Kirche. Das Haupt dieser Partei war Lothar von Supplinburg, der unter Heinrich V. das Herzogthum Sachsen erhalten hatte. Hier also der Staufer Friedrich von Schwaben, der Vertreter der Reichsidee, dort der von der Kirche unterstützte Vorkämpfer der Fürstenmacht, Lothar von Sachsen. Lange schwankte die Wahl, bis endlich ein verhängnißvoller Schritt des Welfen, Heinrich des Schwarzen, die Entscheidung brachte. Er verließ seinen staufischen Schwiegersohn und gab Lothar seine Stimme. Dieser Schritt, der einen jahrhundertlangen Streit des staufischen und des welfischen Hauses, der die Zerrüttung Deutschlands zur Folge hatte, findet nur dadurch seine Erklärung, daß Lothar schon vor der Wahl dem Welfen seine Tochter Gertrud für dessen Sohn Heinrich den Stolzen versprochen hatte. Dadurch glaubte Heinrich sich zu der Hoffnung berechtigt, daß in nicht ferner Zeit seinem Sohne der Thron zufallen würde, und dieser Hoffnung opferte er den Schwiegersohn. Da manche Fürsten auch die zu große Macht Friedrichs fürchteten, da die Kirche alle Hebel in Bewegung setzte, um seine Wahl zu verhindern, so ging Lothar als Sieger aus der Königswahl hervor. Heinrich der Schwarze starb bald darauf, und ihm folgte in allen seinen Besitzungen sein Sohn Heinrich der Stolze. Ihm

war seine Stellung zu den das Reich bewegenden Kämpfen streng vorgezeichnet. Er, der Schwiegersohn des vielfach angegriffenen Kaisers, mächtig als Herzog von Baiern, mächtiger noch durch seine Privatbesitzungen, seine Alloden in Italien sowohl wie in Norddeutschland, wo er Lüneburg schon von seinem Vater her besaß, durch seine Vermählung vor allem Braunschweig gewann, mit der bestimmten Aussicht, spätestens nach dem Tode Lothars auch Sachsen zu gewinnen und dann als mächtigster Fürst des Reiches die Königskrone als reife Frucht sich in den Schooß fallen zu lassen — er mußte der treueste und festeste Beschützer eben des Kaisers sein, dem er seine Machtstellung und seine Hoffnungen verdankte, der unveröhnliche Gegner der Staufer, die einzig fähig waren, seinen hochfliegenden Plänen hindernd in den Weg zu treten.

So finden wir ihn denn als Bundesgenossen Lothars im Kampfe gegen Konrad, den von den Stauern aufgestellten Gegenkönig, bei der Belagerung von Nürnberg, der Eroberung von Ulm, so auch auf den Römerzügen des Kaisers. Diese letzteren bahnten eine neue Machterweiterung des schon so übermächtigen Welfen an. Lothar nahm die vielbestrittene Erbschaft der aus den Kämpfen Heinrichs IV. mit Papst Gregor VII. bekannten Gräfin Mathilde von Tuscien, die eine Zeit lang mit Welf V. vermählt gewesen war, vor allem fast ganz Toskana, vom Papste mit der Bestimmung zu Lehen, daß sie nach seinem Tode auf seinen Schwiegersohn, Heinrich den Stelzen, übergehen solle.

Nachdem Heinrich noch zu Lebzeiten Lothars mit Sachsen belehnt worden war, starb 1137 der Kaiser, und es erschien nun der große Augenblick, auf den die Welfen ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Aber es kam anders, als sie erwartet hatten. Gerade die Macht Heinrichs des Stelzen, die, wie er selbst rühmte, von der Nordsee bis an die sicilischen Küsten reichte, veranlaßte die Fürsten, sich nach einem anderen, ihnen weniger

gefährlichen König umzusehen. Dazu war er unvorsichtig genug gewesen, im Gefühl der Sicherheit nicht nur viele deutsche Fürsten, sondern auch den Papst durch hochfahrendes Wesen zu beleidigen. Sofort regten sich denn auch nach Lothars Tode die Feinde der welfischen Partei. Albrecht der Bär, der Markgraf der jetzigen Altmark, machte Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen geltend, und die Fürsten sahen sich nach einem kühnen Manne um, der gegen die Wahl des Welfen die Initiative zu ergreifen wagte. Einen solchen fanden sie in Albero, dem Erzbischof von Trier; dieser beschloß, der öffentlichen Wahl zuvorzukommen, weil er mit Recht befürchtete, daß bei dieser es Heinrich durch seine Macht leicht gelingen würde, die ihm abgeneigten Fürsten einzuschüchtern. Koblenz gegenüber versammelte sich eine geringe Zahl von Fürsten, von weltlichen nur die beiden Staufer, Konrad von Ostfranken und Friedrich von Schwaben, sowie einige lothringische Fürsten, und sie wählten einstimmig den Staufer Konrad. Die Staufer hatten es verstanden, seit Lothar sie mit Hülfe der Welfen niedergeworfen hatte, durch bescheidenes Betragen sich bei den Fürsten wieder einzuschmeicheln. So kam es, daß jetzt die Fürsten Deutschlands mit sehr wenigen Ausnahmen sich den Gewaltstreich Alberos gefallen ließen und aus Haß gegen den mächtigen Welfen die Wahl seines Gegners Konrad nachträglich anerkannten.

Nur die Baiern, Heinrich voran, hielten sich in trotzigem Grimme zurück. Noch waren die Zustände im Reiche zu fest gefügt, als daß Heinrich trotz seiner Macht es ohne weiteres hätte wagen dürfen, dem Könige die Anerkennung zu versagen; aber er hatte ein Pfand in Händen, um wenigstens die günstigsten Bedingungen für sich zu erzwingen. Denn noch waren die Reichsinsignien von seinem Schwiegervater her in seinem Besitz, und er hielt sie in dem festen Nürnberg gut verwahrt. Als aber der König mit starker Heerebmacht vor dieser Stadt erschien, mußte der Welfe sich in Unterhandlungen einlassen. Gegen

große Versprechungen, deren Inhalt nicht im einzelnen bekannt ist, die aber unstreitig auf die Anerkennung seines Besizes und sonstige Gnadenbeweise hinausliefen, verpflichtete er sich, auf dem Reichstag, der in Regensburg mit großer Pracht abgehalten werden sollte, zu erscheinen und hier die Reichsinsignien zu überliefern. Als er aber dem Vertrage getreu in Regensburg erschien, weigerte sich Konrad unter mancherlei Ausflüchten, ihn zu empfangen, und nun beging Heinrich den großen politischen Fehler, daß er mit der einen Hand das Pfand, das er besaß, den Abgesandten des Königs übergab, ohne mit der anderen die Gegenleistung zu empfangen. Es wurde ein neuer Tag, zu Augsburg, festgesetzt, auf welchem dem gekränkten Herzog sein Recht werden sollte; aber dieser sah ein, daß der König ein falsches Spiel mit ihm spiele, sammelte ein starkes Heer und erschien mit diesem vor Augsburg, nur durch den Fech von der Stadt getrennt. Dieser kühne Schritt Heinrichs bewirkte ein ebenso offenes Hervortreten der wirklichen Absichten des Königs, der nun, was er längst im Sinne getragen hatte, öffentlich erklärte: „Kein Fürst dürfe mit Recht zwei Herzogthümer inne haben, und ein Friede mit Heinrich sei nur unter der Bedingung möglich, daß er alle seine Besitzungen bis auf eins seiner beiden Herzogthümer herausgäbe.“ Nachdem er aber so den Welfen bis zum äußersten gereizt, fürchtete er mit Recht einen Handstreich des kühnen Gegners, der nur den Fluß zu überschreiten brauchte, um seine Scharen gegen die schwach vertheidigten Mauern von Augsburg zu führen, ein Angriff, der dem König Tod oder Gefangenschaft gebracht haben würde. Ohne jemanden von den ihn umgebenden Fürsten ins Geheimniß zu ziehen, hieß er abends die Rosse satteln, und als er sich nach dem Mahle in sein Schlafgemach zurückgezogen hatte, eilte er hinab, bestieg mit wenigen Genossen die Pferde, und in rascher Flucht eilte er nach dem 20 Meilen entfernten Würz-

burg, das, inmitten seiner fränkischen Güter gelegen, ihm die nöthige Sicherheit versprach.

Nachdem es Konrad so gezlückt war, dem Gegner die Reichskleinodien durch List zu entreißen, dann ihn zum Angriff zu veranlassen, scheute er auch vor dem letzten Schritte nicht zurück, und in Würzburg sprach er, von wenigen Fürsten umgeben, die Reichsacht über den Welfen aus. Zugleich wurde augenblicklich das Herzogthum Sachsen neu verliehen, und zwar an Heinrichs gefährlichsten Gegner im Norden, an den Markgrafen der Nordmark, Albrecht den Bären.

Alles kam nun darauf an, wie die beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern sich ihrem geächteten Herzog gegenüber stellen würden. Die Sachsen hatten am längsten und am festesten ihr Stammesbewußtsein behauptet. Sie hatten ihre Selbstständigkeit gegen die deutschen Könige verfochten, bis ihre eigenen Großen die Königswürde gewonnen hatten. Ihr alter Drang zur Selbstständigkeit war wieder neu erwacht unter den fränkischen Königen — die furchtbaren Kämpfe Heinrichs IV. mit den Sachsen legen Zeugniß dafür ab. Um so fester hatten sie sich an König Lothar angeschlossen, der ja wieder einer der ihrigen war, und nach Lothars Tode folgten sie von Herzen zwar nicht dem bairischen Welfen, der ihnen ein Fremdling war, wohl aber der kaiserlichen Wittve Richinza, und als diese sie für ihren Schwiegersohn aufrief, da scharten sie sich mit wenigen Ausnahmen um das welfische Banner, obwohl der Herzog selbst noch in Baiern weilte.

Doch auch Albrecht der Bär zeigte sich nicht säumig. Als starker Kriegerheld zog er mit seinen Getreuen herbei, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelang es ihm, den östlichen Theil des Herzogthumes, Ostfalen, Bremen, ja selbst Lüneburg und die reiche und mächtige Handelsstadt Bardewiek, zu erobern. Ja, er ging bereits weiter. Nordalbingien, das heutige Holstein, das lange Zeit unmittelbar unter den sächsischen Herzögen ge-

standen hatte, war von Lothar als sächsisches Lehen an die Schauenburgischen Grafen gegeben worden, und weil der jetzige Inhaber, Adolf II., treu zu seinem Lehnsherrn Heinrich dem Stolzen hielt, so wurde auch er vertrieben und Segeberg, nächst Moen die stärkste Feste des Landes, erobert. Nun erschien, um Weihnachten 1138, auch der König selbst, um auf sächsischer Erde, in Goslar, nochmals die Reichsacht zu verkünden und das Land, dessen wichtigster Theil in Albrechts Händen war, diesem feierlich zu übergeben.

Aber der Umschwung war nicht weit. Nur mit Zähneknirschen erduldeten die Sachsen, daß so nach Willkür mit ihnen verfahren wurde, und gerade als die Unzufriedenheit den höchsten Punkt erreicht hatte, da erschien plötzlich Heinrich der Stolze in seinem Herzogthum Sachsen. Baiern nämlich hatte sich ihm treuloß erwiesen; die Reichsacht hatte dort, in der Nähe der staufischen Hausmacht, eine weit größere Wirkung geübt, und so überließ Heinrich die Vertheidigung des treuloßen Landes, soweit dieselbe noch möglich war, seinem Bruder Welf VI. Er selbst aber ging heimlich nach Sachsen, um sich hier an die Spitze seiner noch zahlreichen und inunerlich kräftigen Partei zu stellen.

Diese scharte sich, sobald mit Blitzesschnelle die Nachricht von Heinrichs Ankunft sich verbreitet hatte, um ihren Herzog. Auch viele Anhänger aus Baiern und Schwaben schlichen, als Pilger verkleidet, sich nach Sachsen durch, Michingza übte ihren ganzen Einfluß zu Gunsten des Schwiegersohnes, und so gelang es diesem in kurzer Zeit, zuerst den König, dann Albrecht aus Sachsen zu vertreiben, seine Städte wiederzuerobern, den Krieg in das feindliche Gebiet überzuspielen, und er ruhte nicht eher, als bis Albrecht zum König entfloß und diesen um Hülfe anflehte. Natürlich kehrte auch Adolf II. von Schauenburg sofort nach Holstein zurück, und so groß war der Eindruck des Sieges seines Lehnsherrn, daß er hier überhaupt keinen Widerstand vorfand.

Aber auch Konrad strengte alle Kräfte an, um die übermüthigen Norddeutschen zu demüthigen. Auf einem Reichstag zu Straßburg wurde der Reichskrieg beschlossen, und im Frühling 1139 sammelte sich das Königliche Heer, nicht ohne daß Konrad zu seinem Schmerze sah, wie viele durch den kräftigen Widerstand Welfs VI. in Süddeutschland zurückgehalten wurden. Auch der Böhmenherzog leistete Heeresfolge, und von zwei Seiten drangen die Heere unter furchtbaren Verwüstungen in Sachsen ein. Aber vor dem kriegsmüthigen Heere Heinrichs, das besonders durch den Erzbischof Konrad von Magdeburg unterstützt wurde, wichen sie nach Thüringen zurück. Endlich standen sich die beiden Heere nicht weit von Hersfeld an der Fulda gegenüber. Auf der einen Seite Konrad mit vielen Bischöfen, vor allem dem Mainzer Erzbischof und dem schon bekannten Albero von Trier, dem er besonders die Krone verdankte; dazu kam Albrecht der Bär und Konrads Halbbruder Leopold, dem er Baiern verliehen hatte, Ludwig der Erlaube, Landgraf von Thüringen, und Sobieslaw von Böhmen. Das Heer aber war entmüthigt durch den Rückzug, die Sachsen dagegen erfüllt von Siegeszuversicht durch ihr frisches Vordringen. So sahen die Königlichen, so sah vor allem der schlaue Albero ein, daß der Ausgang der Schlacht mindestens ein sehr zweifelhafter sei, daß aber eine Niederlage die verhängnißvollsten Folgen für den König und die staufische Sache haben müsse. Deshalb leitete Albero Verhandlungen ein, und Heinrich der Stolze beging einen zweiten schweren, politischen Fehler, daß er das unzweifelhafte Uebergewicht der Waffen preisgab und einen Vertrag mit seinem Gegner schloß, der ihn schon einmal schmälich überlistet hatte. Die Sachsen erkannten Konrad als König an, des Königs Entscheidung aber soll als nichtgeschehen angesehen werden und die Sache des Herzogs auf einem neuen Reichstage, zu Worms, eine wirklich rechtliche Beurtheilung finden. Heinrich kehrte nach Sachsen, der König nach Süddeutschland zurück.

Heinrich glaubte jetzt sicher, daß er gegen Anerkennung Konrads schließlich seine beiden Herzogthümer behalten würde, und deshalb wollte er sich nach Baiern begeben, um auch hier durch den mächtigen Einfluß seiner Persönlichkeit seine Sache in ein besseres Geleise zu bringen. Denn hier hatte Leopold schon fast des ganzen Landes sich bemächtigt.

Da in diesem kritischen Augenblick, wo für die Welfen die Aussichten zwar günstig waren, aber alles in Frage stand, starb am 20. October 1139 plötzlich Heinrich der Stolze und hinterließ als Erben seiner Ansprüche einen zehnjährigen Knaben, Heinrich, dem Mit- und Nachwelt den bezeichnenden Namen des Löwen gegeben haben.

Ehe wir uns nun den Lebensschicksalen dieses Mannes selbst zuwenden, dürfte es angezeigt sein, kurz zu betrachten, um welche Gebiete es sich bei den Kämpfen Heinrichs handelt, und zwar sind dabei die Lehnsgüter, die er von dem König zu Lehen trug, von den Allodialgütern, dem Familienbesitze, zu unterscheiden. Zu Lehen hatten die Welfen die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen bejessen, jenes der südöstliche Theil des jetzigen Königreiches Baiern mit der Hauptstadt Regensburg; dieses, einen großen Theil Norddeutschlands umfassend, erstreckte sich westlich fast bis an den Rhein, im Osten etwa bis zur Elbe. Im Süden bildeten die Hessen und Thüringer die Grenznachbarn Sachsens, im Norden war Holstein von den Sachsenherzögen abhängig, hatte aber in den Schauenburgern eigene Statthalter. Der östlichste Theil Holsteins hatte, von den slawischen Wagriern bewohnt, seine Selbständigkeit bewahrt. An sie, die Wagrier, schlossen sich im Osten, von weniger hervortretenden Völkerschaften abgesehen, die Obotriten in Mecklenburg an. — Die Allodialgüter der Welfen bestanden in erster Linie aus den Besitzungen in Sachsen, Lüneburg, Braunschweig, der reichen Handelsstadt Bardewiek, Northeim, dann aus zahlreichen Gütern in Schwaben und Baiern, endlich aus weiten

Landstrichen in Italien, die sich, allerdings nicht zusammenhängend, fast durch die ganze Halbinsel hinzogen.

Inmitten der blutigen Kämpfe, die Heinrich der Stolze für seinen König und Schwiegervater Lothar in Schwaben gegen die Staufer ausfocht, war Heinrich der Löwe im Jahre 1129 zu Ravensburg im jetzigen württembergischen Donaukreise geboren. Ueber seine Jugend ist uns wenig genug überliefert; doch gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Unterricht des Burgkaplans über Lesen und Schreiben, einige christliche Dogmen und die Hochachtung und Ehrerbietung vor der Geistlichkeit nicht hinausgegangen ist, daß der junge Welfe dagegen früh zum Reiten, zum Schleudern des Wurfspießes, zum Schießen mit der Armbrust und zum Schwertkampf angehalten worden ist. Körperlich war er jedenfalls auf dem Wege kräftigster Entwicklung, als er durch den frühen Tod des Vaters vor die schwere Aufgabe gestellt wurde, und Festigkeit und kühner Muth waren ein altes Erbtheil seines Geschlechtes.

Die Vormundschaft über den Knaben übernahm seine Mutter Gertrud, unterstützt von mehreren sächsischen Großen, besonders Friedrich von Sommerschenburg, die in seltener Treue ihr vormundschaftliches Amt verwalteten, oft unter Hintansetzung des eigenen Vortheils. Betrachten wir zunächst, wie sich die Verhältnisse in Baiern, dem alten Stammesherzogthum, gestalteten. Welf VI, des jungen Heinrich Oheim, kämpfte anfangs mit Glück für die welfische Herrschaft, wurde aber dann durch eine Niederlage für einige Zeit zur Unthätigkeit verurtheilt. In diese Kämpfe fällt die bekannte Erzählung, der die Burg von Weinsberg den Namen der Weibertreu verdankt, und die uns zeigt, wie hoch man allgemein die persönliche Ehrenhaftigkeit des Königs achtete. Nun starb 1141, also zwei Jahre nach Heinrich dem Stolzen, Leopold von Oesterreich, dem König Konrad Baiern verliehen hatte. Während nun Leopolds Bruder Heinrich, dem die Geschichte von seiner eigenthümlichen Betheuerungsweise den

Namen Jasomirgott gegeben hat, sofort seine Ansprüche auf Leopolds gesammte Erbschaft erhob und auch wirklich in der Markgraffschaft Oesterreich bestätigt wurde, verlieh ihm der König Baiern nicht sofort, obwohl er der factische Besitzer des größten Theiles war, sondern er behielt das Herzogthum zu seiner eigenen Verfügung, wohl für die Eventualität einer völligen Ausöhnung mit den Welfen.

In Sachsen gestalteten sich die Verhältnisse wesentlich günstiger für den jungen Heinrich. Der Einfluß seiner Großmutter, der greisen Kaisermittwe Richinza, und seiner Mutter Gertrud war stark genug, um die Sachsen in treuer Anhänglichkeit bei Heinrich zu erhalten. Als daher Albrecht der Bär durch den Tod Heinrichs des Stolzen den geeigneten Moment gekommen glaubte, um sich in den factischen Besitz des Landes zu setzen, und daher einen Landtag nach Bremen ausschrieb, fand er dort nicht getreue Vasallen, sondern stark gerüstete Gegner, so daß er nur mit Mühe der Gefangenenschaft entging. Die sächsischen Großen aber hatten nicht genug daran, Albrecht aus dem Lande hinausgeschlagen zu haben; vielmehr griffen sie ihn in seinem eigenen Lande an, nahmen ihm seine Familienbesitzungen in Anhalt und bedrängten ihn hart in seiner Nordmark, so daß er zum zweiten Male sein Heil in der Flucht zu König Konrad suchen mußte. Bald aber kam durch den Erzbischof von Mainz eine Versöhnung zu Stande. Durch eine reiche Erbschaft, die ihm zufließ, versöhnlich gestimmt, ließ Albrecht sich bewegen, auf Sachsen zu verzichten, wogegen die sächsischen Großen ihm die gewonnenen Güter wieder herausgaben.

Inzwischen kam Konrad immer mehr zu der Ueberzeugung, daß sein Bestreben, die welfische Macht zu zertrümmern, nicht ausführbar sei, daß vielmehr durch seine Feindschaft mit den Welfen die Gefahr einer Loöreißung Sachsens, des mächtigsten deutschen Herzogthumes, vom Reiche hervorgerufen werde. Dazu empfand er es schwer, daß er nicht nur von Baiern und Sachsen

keinerlei Unterstützung genoß, sondern sogar fast seine ganze Macht aufbieten mußte, um in fortwährenden inneren Kämpfen doch nur eine immer weiter fortschreitende Schwächung und Zerrüttung Deutschlands zu erreichen. Auch mußte er wohl die Gefahr ins Auge fassen, daß nach seinem Tode die Wahl der Fürsten auf seinen Gegner fallen könne. Dieses alles machte ihn zum Frieden geneigt. Zwar hatte er Verpflichtungen gegen Albrecht den Bären übernommen; aber dieser hatte ja selbst, wie wir eben gesehen haben, auf Sachsen freiwillig Verzicht geleistet. Auch wünschte der König nicht, daß Albrecht durch den Besitz der Nordmark, Brandenburgs und nun auch Sachsens allzu mächtig würde.

So kam denn im Frühling 1142 zu Frankfurt ein Friede Konrads mit den Welfen zu Stande. Gertrud, die noch jugendliche Mutter Heinrichs des Löwen, reichte ihre Hand dem Feind ihres Hauses Heinrich Jasomirgott, der mit Baiern feierlich belehnt wurde. Im Namen ihres Sohnes verzichtete sie auf Baiern, und dieser wurde dagegen mit dem Herzogthum Sachsen belehnt. Der Mutter aber wurde er durch deren Uebertritt in den Geschlechtsverband des feindlichen Hauses gänzlich entfremdet. Was sie ge sucht hatte, Glanz und prächtiges Leben an der Seite eines mächtigen Gemahls, war ihr übrigens nicht lange zu genießen beschieden; denn sie starb bereits wenige Monate nach ihrer Vermählung. Richinza, die treue Schützerin der welfischen Rechte, war ihrer Schwiegertochter bereits zwei Jahre vorher vorangegangen, und so war der junge Heinrich der beiden Frauen beraubt, auf deren Hülfе er, der Knabe, vor allem angewiesen war.

Schon früh aber finden wir Heinrich selbständig handelnd. Im Jahre 1144 fiel die reiche Herrschaft der Grafen von Stade, an der unteren Elbe gelegen, in die Hände eines geistlichen Familiengliedes, Hartwichs von Stade, der damals Dompropst in Bremen war, später aber selbst den erzbischöflichen Stuhl zu Bremen bestieg und jahrelang der heftigste Feind

Heinrichs war. Dieser Hartwich erneuerte nun ein altes Lehnverhältniß eines großen Theiles seiner Besitzungen zur Kirche von Bremen, um dieser das Land zuzuwenden, rief aber dadurch die heftigsten Proteste der sächsischen vormundschaftlichen Regierung hervor. So kommt die Sache vor König Konrad, und da dieser, wie immer, den Welfen übelwollend sich zeigte, auch seine Räthe von Hartwich bestochen waren, so wies er die reiche Erbschaft den Bremensern zu. Bald aber sah er sich durch den welfischen Einspruch gezwungen, eine neue Entscheidung herbeizuführen, und diese trug er einem zu Ramesloh bei Lüneburg zusammentretenden Fürstentage auf. Während nun hier die beiden Parteien ihre Ansprüche begründeten, entstand plötzlich ein Lärm, die Sächsischen zogen die Schwerter, nahmen den Erzbischof von Bremen selbst, bald darauf auch Hartwich, den Anstifter des ganzen Handels, gefangen und führten durch diesen Gewaltstreich den dauernden Erwerb der Grafschaft Stade für Herzog Heinrich herbei. Es ist nun nicht anzunehmen, daß die Vormünder einen so tiefen Friedensbruch ohne die Einwilligung des jungen Herzogs gewagt haben sollten, und in der That tritt auch schon hier der Charakter Heinrichs deutlich hervor, der mit unbeugsamer Energie auf das vorgesteckte Ziel losging und bei dessen Erreichung auch vor gewalthätigen Mitteln durchaus nicht zurückschreckte. Wir dürfen also wohl annehmen, daß Heinrich mit 15 oder 16 Jahren die Zügel der Regierung selbst ergriffen hat.

Ich würde Sie ermüden, wenn ich Heinrichs bewegtes Leben in chronologischer Ordnung Ihnen vorführen wollte; ich beschränke mich daher darauf, in großen Zügen Ihnen darzulegen, was er auf den hauptsächlichsten Gebieten seiner Thätigkeit vollbracht hat, um dadurch zu einer Würdigung des Helden zu gelangen.

Was sein Aeußeres betrifft, so war er zwar nicht ungewöhnlich groß; sein Körper war aber kräftig und gedrunken. Dunk-

leß Haar, dunkle, feurige Augen und ein voller Bart ließen die weiße Gesichtsfarbe noch heller hervortreten. Seine Kleidung war reich, seinem Range entsprechend.

Das erste Ziel, das Heinrich sich gesteckt hatte, war nun aber kein geringeres als die Wiedererlangung Baierns, auf das er nur unmündig, gezwungen von seiner Mutter, verzichtet hatte. Schon während des verunglückten Kreuzzuges, den König Konrad 1147 im Bunde mit Ludwig VII. von Frankreich nach dem heiligen Lande unternahm, regte sich die welfische Partei wieder mächtig. Der alte Welf erneuerte den Bund mit Roger von Sicilien, einem unversöhnlichen Gegner der Staufer, und es gelang ihm auch, seinen Neffen zum Losschlagen zu bewegen. Nachdem dieser die Verhältnisse Sachsens geregelt, eilte er nach Baiern, um die Ansprüche auf das welfische Stammgut zu erneuern. Aber Konrad setzte alle Hebel in Bewegung, um die Verbindung der beiden Welfen wieder zu zerreißen. Er setzte einen Reichstag nach Ulm, dann einen zweiten nach Regensburg an und verspricht, Heinrichs Ansprüche auf Baiern anzuerkennen. Wirklich gelingt es ihm, den in der hohen Politik noch unerfahrenen Jüngling hierdurch zur Ruhe zu bewegen, obgleich er nie die Absicht hatte, seinen Wünschen zu willfahren. Die Folge der Unthätigkeit Heinrichs war eine Niederlage des kühnen Parteigängers Welf, eine Niederlage, die der Vernichtung fast gleichkam. Doch brachte Friedrich von Schwaben, der nachmalige Kaiser Friedrich Barbarossa, eine Versöhnung zwischen Konrad und dem zu völliger Unterwerfung geneigten Welf zu Stande. Heinrich der Löwe sah sich überlistet und vertagte seine Ansprüche auf Baiern, ohne sie irgend aufzugeben.

Nun starb im Jahre 1152 Heinrichs entschiedenster Gegner, König Konrad, plötzlich von einer schweren Krankheit dahingerafft. Schon nach 17 Tagen fiel die Wahl der Fürsten auf den größten Mann seiner Zeit, Friedrich Barbarossa, der nicht weniger durch seine herrlichen persönlichen Eigenschaften als

durch seine Verwandtschaft mit Staufern und Welfen, wie auch durch den Geist der Versöhnlichkeit, den er schon in dem Streit zwischen Konrad und Welf gezeigt hatte, entschieden der geeignetste Bewerber um die Königskrone war. Von Anbeginn seiner Regierung an waren seine Augen auf Italien gerichtet, und deshalb mußte sein erstes Bestreben sein, in Deutschland geordnete Verhältnisse herbeizuführen. Vor allem mußte ihm daran liegen, das Hinderniß, das Konrad überall im Wege gestanden hatte, zu beseitigen und den Welfen zu versöhnen, dessen mächtige Hülfe er bei seinen hochfliegenden Plänen nicht entbehren konnte. Diese Versöhnung wurde erleichtert durch das innige Freundschaftsverhältniß, das zwischen den beiden jungen Vettern sich schon frühe bildete. Auch kam Heinrich Jasomirgott, der damalige Herzog von Baiern, den gegen ihn gerichteten Absichten dadurch entgegen, daß er zu den Reichstagen, die Friedrich zur Ausgleichung des alten Streites ansetzte, unter mannigfachen Vorwänden nicht erschien und so dem König die beste Handhabe bot, auf dem Reichstage zu Goslar 1154 Heinrich Jasomirgott Baierns zu entsetzen und dieses Heinrich dem Löwen zuzusprechen, der damit das von seiner Familie so heiß erstrebte Ziel der Vereinigung der beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen, das Erbe seiner Väter, wiedergewonnen hatte.

Wenn nun auch Heinrich die Stützen seiner Macht besonders in seinem sächsischen Herzogthume sah, so verfehlte er doch nicht, auch für sein bairisches Herzogthum das größte Interesse zu bezeigen. Sein hauptjächlichstes Ziel war hier die Verstärkung der herzoglichen Gewalt über die kleinen und großen Vasallen, die im Laufe der langen, blutigen Kämpfe zu einem bloßen Schatten herabgesunken war. Es gelang ihm, in dieser Hinsicht wesentliche Fortschritte zu machen, wenn auch die Rechte des Herzogs in Baiern immer weit hinter denen zurückblieben, welche die Welfen in Sachsen dem Herzog zurück erworben hatten. Für Ruhe und Frieden im Lande sorgte er durch zahlreiche Land-

tage, auf denen die schwebenden Streitigkeiten ihre Entscheidung fanden. Für die Wohlfahrt seines neuen Landes that er vor allem einen folgenreichen, moralisch allerdings nicht zu rechtfertigenden Schritt. Der gesammte Handel der an Salz so reichen Salzburger Gegend mit dem Westen und Norden Deutschlands ging über die dem Bischof von Freisingen gehörende Starbrücke, und dieser zog daher auch alle die Zölle ein, welche die diese Brücke überschreitenden Waaren zu zahlen hatten. Das gefiel Heinrich dem Löwen schlecht. Rasch entschlossen riß er die Freisinger Brücke nieder und erbaute eine neue bei dem ihm gehörigen, damals noch ganz unbedeutenden Flecken München. So, er wußte von dem ihm so eng befreundeten Kaiser auch eine günstige Rechtsentscheidung über diesen Handel zu erlangen. So wurde nun der ganze Verkehr über München geleitet, und diese Stadt gewann dadurch einen ungeahnten Aufschwung, so daß Heinrich der Löwe mit Recht als eigentlicher Begründer der Stadt München anzusehen ist.

Bald aber brach auch in Baiern der Streit aus, den Friedrich Barbarossa angefaßt hatte, und der bald die gewaltigsten Dimensionen annahm. Unter Friedrichs Einfluß entstand ein Schisma in der katholischen Kirche. Die kaiserliche Partei stellte dem stolzen, von der Macht und Herrlichkeit der Kirche durchdrungenen Alexander einen Gegenpapst gegenüber, und binnen kurzem war die gesammte Christenheit in zwei feindliche Lager zerrissen. Besonders auch in Baiern bildete sich eine starke antikaiserliche Partei für Alexander, an deren Spitze der erste Prälat Baierns stand, der Erzbischof von Salzburg. Auch der alte Welf stand auf Seiten Alexanders, und im Herzen hielt wohl auch Heinrich Alexander für den rechtmäßigen Papst. Doch blieb er dem Kaiser treu; aber wenn es auch ihrer Vereinigung gelang, den offenen Widerstand durch die Niederwerfung und Absetzung des Erzbischofs zu brechen, so erlebte Heinrich doch die Wiederkehr des kirchlichen Friedens in Baiern nicht.

Unendlich viel wichtiger, auch für uns interessanter ist aber das, was er für Sachsen und von Sachsen aus gethan hat. War er es doch, unter dessen Einfluß Deutschthum und Christenthum auch in unseren Gegenden festen Fuß faßten. Schon zur Zeit der vormundtschaftlichen Regierung hatten sich unter dem trefflichen Statthalter Adolf II. aus dem schauenburgischen Hause die Verhältnisse Holsteins wesentlich geändert. Adolf II. erhielt 1143 zu dem westlichen auch den östlichen Theil Wagariens, das damals von ungeheuren Eichen- und Buchenwäldern bedeckt und von einer wenig zahlreichen wendischen Bevölkerung bewohnt war. Diese Wenden standen hinsichtlich ihrer Körperbildung ungefähr den jetzigen Russen gleich, muskelftark, fleischig, ihr Körper gedrungen, braungelb ihre Haut, meist schwarz das schlichte Haupthaar. Der Wende kleidete sich in ein leinenes Untergewand und ein wollenes Obergewand; dazu trug er einen kleinen Hut und Schuhe. Sie wohnten in kleinen, schlechten Holzhäusern und nährten sich an den Küsten und Seen von Fischfang, in den Wäldern jagten sie auf Hirsche, wilde Schweine, Büffel und anderes Wild; doch wurden auch Viehzucht und Ackerbau mit eisernem Fleiß und gutem Erfolge getrieben. Ihr ursprünglich sanfter und naiver Charakter hatte durch die Kämpfe mit den Deutschen sich allmählich sehr zu ihrem Nachtheil verändert. Grausamkeit, Zerstörungswuth und Rachsucht, Treulosigkeit, Raubgier waren Eigenschaften, die in jenen Zeiten besonders an ihnen hervortraten und den Vertilgungskampf begreiflich erscheinen lassen, den Adolf gegen sie unternahm. Nachdem er seine Holsteiner aufgefordert hatte, die besten Stücke des Landes, zwischen den Ploener Seen und Segeberg, zu besetzen, rief er Ansiedler aus verschiedenen Ländern unter den günstigsten Bedingungen herbei. Westfalen erhielten Stargard, das heutige Oldenburg, Holländer wurden um Gutin, Friesen um Ploen und Süiel, Flandrer in der Kieler Gegend angesiedelt, die Wenden aber um Lütjenburg zusammengedrängt. Zugleich wendete sich

Adolfs Aufmerksamkeit sofort auf Lübeck. Blühte dieß als deutsche Stadt empor, so war es ein mächtiger Keil, der sich zwischen die wagrischen und mecklenburgischen Wenden einschob. Die Wenden Holsteins aber machten nicht mehr lange Schwierigkeiten, da sie ziemlich schnell innerhalb der deutschen Bevölkerung ausstarben.

Heinrich selbst mischte sich in die Verhältnisse Holsteins zuerst dadurch ein, daß er im Bunde mit vielen anderen Großen die tapferen Ditmarsen unterwarf und ihr Gebiet seinem Lande einverleibte, als westliche Schranke für Adolf, den er nicht zu mächtig werden lassen wollte. Bei allen Bemühungen in diesen Gegenden aber mußte er mit Nothwendigkeit mit einem alten Feinde zusammenstoßen, den wir schon in dem Kampf um die Erbschaft der Grafen von Stade kennen gelernt haben, mit Hartwich, der 1149 das Erzbisthum Bremen und Hamburg erlangt hatte. Ehrgeizig von Natur war er darauf bedacht, überall in seinem Sprengel und darüber hinaus die Macht der Kirche zu erweitern. Heinrich dagegen war ein Feind jedes Versuches, seine eigne Machtvollkommenheit in seinem Gebiete zu beschränken. So mußten diese beiden Männer, da die ihrer Macht unterworfenen Gebiete sich vielfach deckten, nothwendigerweise oft in feindlichen Gegensatz treten. Der erste, welcher darunter zu leiden hatte, war kein anderer als der würdige Bicelin, der Holsten Apostel. Bicelin weilte schon seit den Zeiten Kaiser Lothars in Neumünster, dem Kloster, das er in dem alten Faldersa erbaut hatte, und kämpfte von hier aus mit unermüdlichem Eifer für die Ausbreitung der christlichen Lehre, ohne bei den immer und immer wieder Holstein verheerenden Kämpfen große Resultate erzielen zu können. Sobald nun jener Hartwich den erzbischöflichen Stuhl von Bremen bestiegen hatte, suchte er seine Macht dadurch zu vergrößern, daß er mehrere in jenen Kämpfen untergegangene Bisthümer wieder ins Leben rief, so vor allem das Bisthum Oldenburg, und als Bischof sandte er

(459)

hierher eben jenen Vicelin. Da diese Ernennung aber geschehen war, ohne den Herzog zu fragen, so verweigerte dieser dem von ihm hoch verehrten Vicelin die Anerkennung und verlangte, er solle von ihm die Investitur, die Belehnung mit dem Bisthum, annehmen. Dem aber widerstrebte wieder Hartwich, da die Investitur ein Vorrecht nur des Königs sei. Der Streit zog sich lange Zeit ohne Entscheidung hin, bis endlich Vicelin, von der dringendsten Noth gezwungen, einwilligte und durch den Stab von Heinrich mit der weltlichen Macht des Bisthums bekleidet wurde. So hatte Heinrich einen glänzenden Sieg gewonnen, er hatte königliche Rechte in Holstein ausgeübt, und Vicelin andererseits hatte in Heinrich und Adolf durch seine Unterwerfung gütige und freigebige Herren gewonnen. Für die Zeit, bis in Oldenburg die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, wurde ihm das Dorf Bosau eingeräumt, und dort entstand in den nächsten Jahren der einfache aber würdige Steinbau der Kirche, die noch heute, als älteste Kirche des Landes, eine der wesentlichsten Zierden der schönen Ploener Landschaft bildet.

Ungefähr gleichzeitig errichtete Heinrich, dem nunmehr vom Kaiser das Recht verliehen worden war, jenseits der Elbe Bisthümer zu gründen und die Bischöfe selbst zu belehnen, ein neues Bisthum in Ratzeburg, und auch hier stieg nun bald, auf einer Insel neben der Stadt, der Dom empor.

Vicelin überlebte übrigens die Bereicherung seines Bisthums nicht lange mehr. Jetzt endlich hatte er erreicht, was zu seinem Lebensunterhalt nöthig war, und was ihm ermöglichte, mit größerer Kraftentfaltung die Slavenbekehrung zu betreiben, da raffte ihn 1154 zu Neumünster der Tod hinweg, und dort wurde er von Evermodus, dem neuen Bischof von Ratzeburg, feierlich bestattet. — Sein Nachfolger wurde Gerold, ein hochgelehrter Herr, der Kanzler Herzog Heinrichs, doch nicht, ohne daß ihm, während Heinrich mit dem Kaiser in Italien weilte, Hartwich die größten Schwierigkeiten bereitet hätte. Die Strafe

dafür blieb nicht aus. Hartwich hatte sich dem Römerzuge ohne Entschuldigung entzogen; dafür wurden ihm alle kaiserlichen Güter genommen, und Heinrich wurde mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragt.

Gerold begab sich nun, vor kurzem von einer Reise nach Rom zurückgekehrt, in seinen Bischofsitz Oldenburg, und allerdings war der Contrast zwischen den herrlichen Kirchen und Palästen Roms und der einfachen, halb verfallenen Hütte, die Gerold noch aus Vicelins Zeiten dort vorfand, ein gewaltiger. Doch Gerold verzagte nicht; seinen ersten Gottesdienst hielt er im Freien ab, auf einem Schneehaufen stehend; aber die Slaven nahmen ihn gastfrei auf, Graf Adolf gab ihm auf Heinrichs Geheiß noch die Gutiner Gegend, in der er nun die Stadt Gutin erbaute; in Lützenburg, Süsel, Ratkau wurden Kirchen angelegt, auch Ploen, das als die stärkste Wendensfeste 1138 zerstört worden war, wurde jetzt wieder aufgebaut. Bald aber, wohl um 1162, verlegte Gerold mit Heinrichs Genehmigung das Bisthum von Oldenburg nach dem neu erstandenen Lübeck, um hier zu größerer Blüthe zu gelangen. Da es gelang sogar, Hartwich zu bewegen, daß er selbst zur Einweihung und feierlichen Einsetzung in Lübeck erschien, wo er von Heinrich mit der größten Ehrerbietung empfangen wurde. Ebenso aber wie Vicelin überlebte auch Gerold diese günstige Neugestaltung seiner Verhältnisse nicht lange; 1163 starb er zu Bosau in den Armen jenes Helmold von Bosau, dessen Slavenchronik wir die meisten Nachrichten über diese Zeit verdanken.

Auf Lübeck, das unter des Grafen Adolf Herrschaft sich zu einer großen Blüthe erhoben hatte und die wichtigsten Handelsbeziehungen unterhielt, hatte Heinrich der Löwe schon früh begierliche Blicke gerichtet. Denn je mehr der Handel Lübeck's stieg, desto mehr sank der seiner eigenen Handelsstadt Bardewiek, ebenso wie der Ertrag seiner Lüneburger Salzwerke dadurch beeinträchtigt wurde, daß Adolf in Oldesloe gleichfalls

Salinen anlegte. Zum Ersatz für diesen Nachtheil verlangte er von Adolf die Abtretung der Hälfte beider Orte, und als der Graf sich weigerte, machte er seine vorher ausgesprochenen Drohungen wahr, indem er auf Grund des ihm zustehenden herzoglichen Rechts der Handelsgesetzgebung allen Handel mit Lübeck verbot. In die Oldesloer Salinen aber ließ er Süßwasser leiten, wodurch dieselben gänzlich zerstört wurden. Es ist dies derselbe gewalthätige Zug, den wir öfters bei Heinrich dem Löwen finden, und dem, wie wir vorher gesehen haben, auch München seine Blüthe verdankte.

Eine furchtbare Feuersbrunst, die 1157 Lübeck völlig zerstörte, kam den Plänen Heinrichs sehr zu statten. Denn jetzt beschloßen die Bürger, der durch Heinrichs Handelsverbot geknickten und nun in Asche liegenden Stadt den Rücken zu kehren. Noch einmal bat der Herzog den Grafen vergeblich um Uebergabe der Stadt; dann gründete er mit Hülfe der Bürger von Lübeck an der Wakenitz eine neue Stadt, die er seinem eigenen Namen zu Ehren Löwenstadt nannte. Bald aber zeigte es sich, daß die Wakenitz für den Seehandel zu leicht und die Lage der Stadt also unglücklich gewählt sei. Nun endlich willigte Adolf gegen große Versprechungen ein, seinem mächtigen Lehnherrn Lübeck abzutreten, jubelnd kehrten die Bürger von Löwenstadt dorthin zurück, und einem Phönix gleich erstand nun Lübeck aus der Asche. Schon 1162, als das Bisthum von Oldenburg dorthin verlegt wurde, war es wieder eine überaus blühende, auch stark befestigte Stadt, die den ganzen Handel nach Rußland und dem skandinavischen Norden beherrschte.

Habe ich die holsteinischen Verhältnisse, da sie für uns ein speciellcs Interesse haben, ausführlicher behandelt, so kann ich mich betreffs einer anderen Erwerbung kürzer fassen, obwohl sie für ganz Deutschland von noch größerer Bedeutung gewesen ist, ich meine die Unterwerfung Obotritiens, des heutigen Mecklenburg. Schon 1147 unternahm der damals noch sehr jugendliche

Heinrich mit einer großen Zahl anderer Fürsten, unterstützt durch die Predigt Bernhards von Clairvaur, einen Kreuzzug gegen Niklot, der damals das ganze Obotritenland beherrschte, als ein treuer Verfechter seiner nationalen Sache gegen das immer weitere Vordringen der Deutschen. Der Kreuzzug wurde aber ohne Energie ausgeführt und hatte ebensowenig ein Resultat wie derjenige, der unter König Konrad und Ludwig VII. von Frankreich gleichzeitig nach dem heiligen Lande aufgebrochen war. Die Stellung Niklots änderte sich, als er von seinen östlichen Stammesgenossen, den Pomern, bedrängt, sich in Heinrichs Abwesenheit mit der Bitte um Hülfe an dessen Gemahlin Clementia wandte. Adolf von Holstein wurde beauftragt, die Bitte zu erfüllen, und unternahm einen siegreichen Feldzug nach dem Osten. Daraus und aus dem Bedürfniß Adolfs, für das damals noch in seinem Besitz befindliche Lübeck Frieden zu haben, entstand ein Bündniß Adolfs mit Niklot, das für beide seine guten Früchte trug. Als aber Heinrich und Adolf beide in Italien weilten, hielt dieser Freundschaftsbund Niklot nicht ab, den auf beider Veranlassung geschlossenen und von Heinrich gewissermaßen garantirten Frieden mit Dänemark durch Raubzüge nach den dänischen Küsten zu brechen. Da beschloß der Herzog einen neuen Krieg; Niklot versuchte, durch eine Ueberrumpelung Lübeck's dem feindlichen Angriff zuvorzukommen; doch als schon die ersten Slaven auf der Zugbrücke waren, zog ein schnell herbeieilender Priester dieselbe im letzten Augenblick in die Höhe, und Lübeck wurde gerettet. Nun durchzog Heinrich, von einer dänischen Flotte unterstützt, das ganze Land. Niklot zog sich mit seinen Söhnen Pribislaw und Wertislaw in das feste Schloß Wurtle an der Warnow zurück, und um dieses drehte sich der weitere Kampf. Da fand unerwartet Niklot durch eine List Heinrichs seinen Tod. Er machte nämlich einen Ausfall, um einen Haufen Troßknechte, die mit Futterholen beschäftigt waren, niederzumachen. Unter diesen aber befanden sich 60 wohl bewaffnete Ritter, die

ihren Panzer unter dem Kittel trugen. Sobald Niklot bemerkte, daß seine Lanze von einem Panzer abprallte, sprengte er zurück, wurde aber eingeholt und niedergehauen. So starb 1160 ein Mann, der wohl ein besseres Ende verdient hätte, der letzte, der im Stande war, Heinrich den Besitz des Obotritenlandes streitig zu machen. Niklots Söhne unterwarfen sich nach dem Tode des Vaters, und der Sieger ließ ihnen edelmüthig das so tapfer vertheidigte Wurle und den Osten des Landes; den übrigen Theil desselben verleibte er seinem Reiche völlig ein und sicherte diesen neuen Besitz durch Einsetzung von vier Grafen, die in ihrem Bezirk den militärischen Oberbefehl führten. Der Bedeutendste von ihnen ist Gunzelin von Hagen, dem der Herzog das neu erbaute und stark befestigte Schwerin angewiesen hatte. Doch schon nach zwei Jahren brach ein neuer Aufstand der Söhne Niklots aus. Von Gunzelin benachrichtigt rückten Heinrich und Adolf von Holstein wiederum vor das noch verstärkte Schloß Wurle, in das Wertislaw sich geworfen hatte, während Pribislaw, der seine Rüstungen noch nicht vollendet hatte, sich in die dichtesten Wälder zurückzog. Wurle wurde nun mit allen den Hilfsmitteln der Belagerungskunst, die Heinrich in Italien kennen gelernt hatte, berannt, und endlich mußte Wertislaw sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Schwerter am Strick um den Hals tragend erschienen mit ihm die edelsten Slaven in Heinrichs Lager, der Wertislaw als Gefangenen mit sich nach Braunschweig führte, worauf auch Pribislaw um Frieden bat. Ihr Oheim, ein alter, würdiger Mann, wurde von Heinrich zum Vorsteher des Landes eingesetzt.

Aber noch war der Freiheitsdrang der Slaven nicht unterdrückt. Nicht vergeblich forderte der gefangene Wertislaw seinen Bruder auf, zu seiner Befreiung wiederum die Waffen zu ergreifen. Ganz unerwartet griff Pribislaw, von den Pommern unterstützt, die christlichen Festungen an, wurde aber durch den wackeren Gunzelin an weiteren Fortschritten gehindert. Der

Herzog aber ergrimte aufs höchste und verband sich mit dem Dänenkönig Waldemar und mit seinem alten Gegner, Albrecht dem Bären von Brandenburg, um so durch einen Angriff von allen Seiten her die Vernichtung der Slaven herbeizuführen. Der Krieg begann damit, daß Heinrich im Angesicht des slavischen Heeres den gefesselten Wertislaw aufhängen ließ. Bald aber traf Heinrich ein schwerer, unersehlicher Verlust. Adolf von Holstein war vor Demmin gezogen, das die Slaven und Pommeru stark besetzt hatten. Mehrmals wurde er nun vor dem Angriff der Feinde gewarnt; aber in völlig unbegreiflicher Weise blieb er taub für die Stimme der Vorsicht und Klugheit und traf keinerlei Vorbereitungen. Da ihm nun die Lebensmittel ausgingen, so ließ er eines Tages ganz in der Frühe Troßknechte zu Heinrich abgehen, um Erfsatz zu holen. Kaum aber erstiegen diese den nächsten Hügel, so sahen sie die slavische Hauptmacht in geschlossener Linie zum Angriff vorrücken. Mit Geschrei wecken sie das schlafende Heer, und sofort beginnt ein furchtbares Handgemenge, in dem Adolf, wie ein echter Gottesstreiter fecthend und betend zugleich, fällt. Lange schwankte noch die Schlacht. Endlich wurde besonders durch Gunzelin ein glänzender Sieg gewonnen. Aber schwerer wog der Verlust, den Heinrich durch den Tod Adolfs erlitten hatte, eines der größten Staatsmänner jener Zeit, der die seltene Eigenschaft besaß, daß er sich auf den engen, ihm von Haus aus angewiesenen Kreis beschränkte und dem Herzog gab nicht nur, was des Herzogs war, sondern oft auch, was Heinrich fälschlich für das des Herzogs hielt. Dieser selbst eilte nun herbei, durchzog ganz Pommeru siegreich bis nach Stolpe, und die Eroberung ganz Pommerns, an der auch Waldemar von Dänemark und Albrecht der Bär ihren Antheil hatten, schien gesichert: da zog plötzlich Heinrich seine Truppen zurück und wandte dem Unternehmen, das er selbst ins Leben gerufen hatte, den Rücken. Die Erklärung dieser sonderbaren Thatsache finden wir darin, daß Heinrich nicht die Absicht hatte,

ein selbständiges großes Reich auf slavischem Gebiete zu gründen, um nicht den Schwerpunkt seiner Macht aus Sachsen und damit aus dem Reiche hinaus verlegen zu müssen. Sachsen war und blieb für ihn das Wichtigste, seine slavischen Besitzungen betrachtete er trotz ihrer unverkennbaren Wichtigkeit doch nur als Anhängsel seines norddeutschen Herzogthumes. Vor allem aber wollte er es verhindern, daß Waldemar oder Albrecht sich in einem Lande festsetzte, daß er, wenn überhaupt irgend jemandem, so jedenfalls nur sich selber gönnte. Den Vorwand für seinen Rückzug bot ihm die Ankunft einer Gesandtschaft des griechischen Kaisers aus Konstantinopel in Braunschweig. Während der nächsten Jahre war Heinrich unausgesetzt bemüht, das durch den letzten Krieg gänzlich verwüstete Mecklenburg wieder zu einiger Blüthe zu erheben. Wenige Jahre später übrigens söhnte er sich, von anderer Seite stark bedrängt, mit Pribislaw völlig aus, gab ihm das ganze Land Riklotts mit Ausnahme von Schwerin zu Lehen und versprach dem Sohne Pribislaws, Heinrich Vorwin, seine natürliche Tochter Mathilde zur Gemahlin (1166).

Ich kann dies Gebiet von Heinrichs Thätigkeit nicht verlassen, ohne seiner Verhältnisse zu dem Dänenkönig Waldemar zu gedenken, einem Manne, an Körper wie an Geist gleich ausgezeichnet. Auch er strebte, da sein Land am meisten den Plünderungszügen der seeräuberischen Wenden ausgesetzt war, nach Vernichtung der Slaven und Eroberung ihres Landes. So mußten sich die Interessen beider oft feindlich berühren. Waldemar aber sah wohl ein, daß ihm die Eroberung des Slavenlandes ohne Heinrichs Sachsen nicht möglich sein würde, und Heinrich andererseits hatte das Bedürfnis nach einem friedlichen, wohlwollenden Nachbarn im Norden, und so gelang es ihnen am Ende stets, ihre Wünsche in Uebereinstimmung zu bringen und gute Nachbarn zu bleiben.

Während nun Heinrich so von Jahr zu Jahr zu größerer Macht emporstieg, entwickelte sich in ihm auch immer mehr das

Gefühl seiner Macht, das sich vielfach in Gewaltthatigkeiten, wie wir sie ja mehrfach kennen gelernt haben, und in hochmüthigem Gebahren den übrigen Fürsten gegenüber äußerte. Während er in den ersten zehn Jahren seiner Selbständigkeit mit den meisten seiner Vasallen und seiner Nachbarn in Frieden gelebt hatte, war jetzt kaum einer, der nicht in irgend einer Hinsicht sich von ihm gekränkt fühlte. Vor allem konnten die stolzen Prälaten es ihm nicht verzeihen, daß er das Vorrecht der Könige, das Investiturrecht, sich errungen. So thürmte sich denn allmählich ein furchtbares Unwetter gegen ihn auf, bereit, bei nächster Gelegenheit sich über seinem Haupte zu entladen. An der Spitze der Verschwörung stand einer der schlauesten Staatsmänner jener Zeit, des Kaisers Erzkanzler Reinold von Köln, ihm zur Seite der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt, dann Albrecht der Bär von Brandenburg, der Landgraf von Thüringen, der Graf des friesischen Oldenburg und viele andere weltliche und geistliche Große des nördlichen Deutschlands. Hartwich von Bremen schwankte noch, so sehr auch Konrad von Lübeck, den Heinrich selbst zum Nachfolger Gerolds bestimmt hatte, ihn auf die Seite der Feinde Heinrichs zu drängen suchte.

Sobald 1166 der Kaiser wiederum nach Italien gegangen, sollte der allgemeine Krieg beginnen; aber auch Heinrich traf seine Vorkehrungen. Um im Norden sicher zu sein, versöhnte er sich, wie schon erzählt, mit Pribislaw, der seitdem sein treuer Lehnsmann war, und gab dem unmündigen Nachfolger Adolfs von Holstein, gleichfalls Adolf (III.) mit Namen, einen zuverlässigen Vormund. Dann besetzte er seine Hauptstadt Braunschweig aufs stärkste und stellte dort als Sinnbild, um seinen Gegnern zu zeigen, wen sie angriffen, jenen berühmten ehernen Löwen vor seiner Burg auf, der mit geöffnetem Rachen nach Osten schaute, von wo er seinen gefährlichsten Gegner, Albrecht den Bären, erwartete. Und in der That, Heinrich zeigte sich wie ein gereizter Löwe! Von zwei Seiten rückten die Feinde

auf ihn los. Das stärkere Heer drang verwüstend von Magdeburg her in sein Land ein, Christian von Oldenburg griff ihn von Nordwesten an. Da wendete sich Heinrich zuerst gegen das Magdeburger Fürstenheer, und vor dem Löwen stob dasselbe auseinander. Verwüstend durchzog er das Land bis nach Thüringen hin; dann stand er völlig unerwartet vor dem auf-rührerischen Bremen und zwang seine Gegner, in den Morästen Ostfrieslands ihre Zuflucht zu suchen. Oldenburg fiel in seine Hände. Auch Hartwigs Länder, der sich mit Konrad von Lübeck ins Lager der Feinde begeben hatte, wurden erobert. Mißlang ihm nun auch der Versuch, Goslar zu erobern, so hatte er doch im Fluge die ganze, großartig angelegte Unternehmung vereitelt. Bei dem bald darauf durch den Kaiser vermittelten Frieden wurden gegenseitig alle Eroberungen herausgegeben, und da des Kaisers Macht kurz vorher in Italien zusammengebrochen war, so stand Herzog Heinrich höher und mächtiger da als je zuvor.

Wir haben bis jetzt Heinrich den Löwen als einen Mann kennen gelernt, der nicht, wie sein Kaiser, weitaussehenden Plänen und unerreichbaren Zielen nachjagte, sondern stets nur das zunächst Liegende und das praktisch Durchführbare ins Auge faßte. Um so wunderbarer ist es, wenn wir nun diesen selben Mann plötzlich einen Zug nach dem heiligen Lande unternehmen sehen. Aber auch Heinrich war ein Sohn seiner Zeit, und auch er mußte dem phantastischen Zuge derselben seinen Zoll entrichten. Nachdem er in Sachsen und Baiern alles geordnet, bricht er 1172 mit 1200 Streitem zunächst nach Wien auf. Dann fahren sie auf der Donau bis ins Serbenland, wobei an einer besonders gefährlichen Stelle Heinrichs Schiff scheitert und er selbst nur mit Mühe gerettet wird. Unter fast fortwährenden Kämpfen durchziehen sie nun die unendlichen Wälder südlich der Donau, bis sie endlich in Constantinopel anlangen. Es berührt uns angenehm, wie der stolze griechische Kaiser allen Glanz und

alle Pracht seines so prächtigen Hofes entfaltet, um den deutschen Fürsten zu ehren, dessen Ruhm auch zu ihm gedrungen war. Zu Schiff geht von hier die Reise weiter ins gelobte Land. — Von irgend einer erfolgreichen Thätigkeit kann natürlich ebenjowenig die Rede sein wie bei allen anderen derartigen Unternehmungen, die dem ersten Kreuzzuge folgten. Das hinderte schon der Neid der Templer und Johanniter, die auf das kleinlichste bedacht waren, jede Schmälerung ihres zweifelhaften Ruhmes zu vermeiden. Auf dem Rückweg durchzog Heinrich Kleinasien, wurde auch von dem Sultan von Iconium auf das glänzendste aufgenommen und kehrte nun nach einem abermaligen Aufenthalte in Constantinopel in seine Länder zurück, ohne ein anderes Resultat seines Zuges wie kostbare Geschenke und vor allem die mit den heiligsten Reliquien gefüllten Kisten aufweisen zu können.

Bis hierher haben wir Heinrich den Löwen in seinem Aufsteigen betrachtet, bis zu einer Höhe, wo er nächst dem Kaiser unbestritten der mächtigste Fürst des Reiches war. Wir haben ihn kennen gelernt als einen Fürsten, der, wenn auch nicht immer ohne Gewaltthätigkeiten, sich ein abgerundetes Reich geschaffen, große Strecken dem Christenthum und dem deutschen Volke gewonnen und sein Land in einen ungeahnten Zustand der Blüthe versetzt hatte, besonders auch dadurch, daß er alle jene kleinen geistlichen und weltlichen Gewalthaber, deren Fehden in anderen Theilen Deutschlands so viel Schaden stifteten, mit fester Hand niederhielt. Leider aber hat das bis hierher so glänzende Bild auch eine traurige Rückseite, und es war Heinrich nicht beschieden, sich auf dem nun erreichten Höhepunkt zu halten. Die Wahl Friedrich Barbarossas war seiner Zeit mit allgemeiner Freude begrüßt worden, weil sie vor allem geeignet schien, den alten Streit zwischen Welfen und Staufern zu versöhnen. Wirklich schien es auch in der ersten Zeit, als sei dieser Streit für ewige Zeiten begraben; der Kaiser war emsig beflissen, seinen

stolzen Better immer mehr und mehr zu erhöhen, um an ihm eine feste Stütze in Norddeutschland zu haben, und Heinrich andrerseits finden wir als den eifrigsten Freund und Genossen Friedrichs auf den Schlachtfeldern Italiens. Er ist es, der den heimtückischen Angriff der römischen Bürger auf des Kaisers Lager zurückwirft; ihm verdankt Friedrich nicht zum geringsten Theile die Bezwingung des mächtigen Mailand; er ist es aber auch wieder, der gern die Vermittlung übernimmt, wenn sich eine Gelegenheit zu ehrlichem Frieden bietet.

Ganz anders aber gestaltete sich das Verhältniß der beiden Bettern von dem Augenblicke an, wo Friedrich, der im höchsten Glanze als Sieger in Rom eingezogen war, durch eine plötzlich ausbrechende, furchtbare Seuche seines Heeres beraubt und von dem Gipfel der Macht so jählings herabgestürzt wird, daß bereits von diesem Momente an seine auf Unterwerfung des übermächtigen Papstthums gerichtete italienische Politik als gescheitert zu betrachten ist. Sobald Friedrich anfang, den Schwerpunkt seiner Macht in Deutschland zu suchen, zeigte es sich, in welchem unhaltbaren Verhältniß die beiden Männer gekommen waren. Heinrich war zu mächtig, um neben dem Kaiser zu stehen. Dieser mußte naturgemäß bemüht sein, seine Hausmacht zu vergrößern, und durch dieses Bestreben wurde er mit Naturnothwendigkeit früher oder später zum Conflict mit Heinrich getrieben. Sofort erkaltete die frühere Freundschaft, und beide begannen sich mit Mißtrauen zu betrachten. Den ersten und gewichtigsten Streitpunkt zwischen ihnen führte der alte Welf VI., Heinrichs Oheim, herbei. Auch dieser hatte durch jenen unglücklichen Römerzug, der die Blüthe der deutschen Ritterschaft geknickt hatte, seinen einzigen Sohn verloren. Seit er so nicht mehr für die Zukunft seines Hauses zu sorgen hatte, ging nun mit ihm eine merkwürdige Veränderung vor sich. Er begann ein lustiges Leben, rauschende Feste erfüllten die Hallen seiner Burg, und jeder, wer wollte, war gern gesehener Gast. Dadurch

aber wurde sein reicher Schatz bald geleert. Er bot Heinrich eine Verpfändung seiner Erbschaft an. Der Geldbeutel aber war einer der empfindlichsten Punkte in Heinrichs Politik. Wohl in der Berechnung, daß der Greis doch nicht mehr lange leben könne, und daß ihm dann die reiche süddeutsche Erbschaft umsonst zufallen würde, versagte er jenem die verlangte Summe. Das aber erboste den Alten im höchsten Grade; nur um seinen geizigen Neffen zu ärgern, bot er im Widerspruch mit den Traditionen seines ganzen Lebens dem verhassten staufischen Kaiser die Erbschaft unter denselben Bedingungen an, und dieser griff mit beiden Händen zu, was Heinrich ihm nie verzeihen konnte, obwohl die Schuld für den Verlust jener reichen Länderstriche ausschließlich auf seiner Seite lag.

Hiermit fiel es nun fast zusammen, daß kurz zuvor, gleichfalls durch jene Seuche, eins der festesten verwandtschaftlichen Bande zwischen Welfen und Staufern zerrissen war, indem der Gemahl von Heinrichs Tochter Gertrud, Friedrich von Rotenburg, ein Vetter des Kaisers, gleichfalls vor Rom seinen Tod gefunden hat. Wenn es ferner auch nicht geschichtlich sich nachweisen läßt, daß Friedrich während Heinrichs Kreuzzug sich von den sächsischen Großen das Versprechen hätte geben lassen, ihm Heinrichs Städte und Burgen auszuliefern, falls jener etwa nicht zurückkehre, so genügte doch vor allem jener Stachel wegen der Erbschaft des alten Welfs, um das Verhältniß zwischen Kaiser und Herzog zu einem gespannten zu machen. 1176 brach der Conflict zwischen beiden aus. Friedrich hatte sich wieder nach Italien begeben, um die lombardischen Städte zu unterwerfen. Als er durch verfrühte Entlassung eines großen Theiles seines Heeres in die größte Noth geräth, schickt er Boten über Boten nach Deutschland, um Hülfe herbeizurufen, wobei es ihm besonders auf die Sachsen und Baiern Herzog Heinrichs ankam. Heinrich aber war entschlossen, nicht mehr für die Machterweiterung des Mannes zu thun, der ihm die welfische Erb-

schaft hinterlistig, wie er meinte, geraubt hatte. Entgegen seiner Lehnspflicht verjagte er dem Kaiser die Heeresfolge; als dieser ihn zu einer Unterredung nach Chiavenna forderte, erschien er zwar, machte aber seine Unterstützung von einer unerfüllbaren Bedingung, der Abtretung der freien Reichsstadt Goslar, abhängig. Da stürzte voller Verzweiflung der stolze Kaiser dem Herzog zu Füßen; aber auch dies war vergebens. Zwar hob Heinrich ihn tiefbewegt vom Boden auf; dann aber warf er sich auf sein Roß und sprengte von dannen, ohne die Bitte des Kaisers erfüllt zu haben, der nun in kurzer Frist durch die Schlacht bei Legnano alles verlor, was in Italien noch zu verlieren war, so daß er gezwungen wurde, mit Papst Alexander sowohl wie mit den lombardischen Städten einen Frieden zu schließen, durch den er alles preisgab, wofür er dreißig Jahre lang gerungen und gekämpft, wofür Ströme des edelsten deutschen Blutes vergossen waren.

Nachdem Heinrich so das Band feierlich und öffentlich zerissen hatte, das ihn mit dem Kaiser verknüpfte, gab es vom staatsmännischen Standpunkte aus nur noch eine Möglichkeit für ihn. Barbarossa konnte einen vergeblichen Fußfall vor einem Vasallen nicht verzeihen und nicht vergessen; das mußte Heinrich erkennen; sein erstes Bemühen mußte sein, noch während Friedrichs Abwesenheit alle mit diesem unzufriedenen Elemente um sich zu icharen, seine Besitzungen zu erobern, um sich so eine unangreifbare Stellung zu schaffen. In dieser folgenschweren Zeit aber verließ ihn sein guter Genius völlig, so daß er sich die Folgen seines Schrittes nicht klar zu machen vermochte, und so erleichterte er dem Kaiser den Kampf, den er ihm so unendlich schwer hätte machen können.

Sobald im Herbst 1178 der Kaiser wieder in Deutschland erschien, begann das Verfahren gegen Heinrich. Weil er aber wußte, daß er auf den Reichstagen, zu denen er geladen wurde, durch den Haß der Fürsten verurtheilt werden mußte, versuchte

er den Weg persönlicher Verständigung mit dem früher ihm so befreundeten Vetter und Kaiser. Wie in dem ganzen Streite, so zeigte auch jetzt Friedrich einen seltenen politischen Tact und die ihm eigenthümliche Großmuth. Er verlangte von Heinrich nichts weiteres, als die Zahlung von 5000 Mark Silber als Anerkennung seiner Verschuldung, und, kaum zu glauben, Heinrich, der doch auf weit schwerere Forderungen gefaßt sein mußte, er verweigerte die geringfügige Summe, eine Weigerung, die der Geiz allein zu erklären kaum im Stande sein dürfte.

Der Entscheidungskampf nahte heran. Vergeblich sah sich Heinrich nach Bundesgenossen um. Waldemar von Dänemark stellte für seine Hülfe Bedingungen, die jener nicht erfüllen konnte, und auch sein Schwiegervater, Heinrich II von England, konnte sich nicht zu thätiger Hülfsleistung entschließen. Heinrich war zuerst mit Clementia, einer Tochter des zähringischen Hauses, vermählt gewesen. Von dieser hatte er sich nach fünfzehnjähriger Ehe, als seine Hoffnung auf einen Thronerben nicht in Erfüllung gegangen war, geschieden und hatte dann in den Tagen des Glücks in Mathilde, der Tochter Heinrichs II, ein treffliches Weib gefunden, das, mit allen weiblichen Tugenden geschmückt, in Freud und Leid ihm treu zur Seite gestanden hat. — Auch in seiner Hoffnung auf englische Hülfe getäuscht, sah sich Heinrich nun ganz auf sich selbst angewiesen, und er konnte sich nicht verhehlen, daß die Zahl der ihm wirklich ergebenden Vasallen selbst in Sachsen eine verschwindend kleine, die Zahl seiner Feinde aber eine um so gewaltigere sei. Doch der Röme sollte nicht ruhmlos untergehen. Er kam dem Angriff seiner Feinde zuvor. Halberstadt wurde eingenommen, und der Bischof Ulrich, einer von seinen heftigsten Feinden, vor dem er sich kurz vorher hatte demüthigen müssen, um die Lossprechung vom Banne zu erreichen, folgte ihm als Gefangener. Von Westen kam Philipp von Köln unter schrecklicher Verwüstung Sachsens, selbst der Kirchen nicht schonend, heran, um im Bunde mit Wichman von Magdeburg

und Ludwig von Thüringen Heinrichs Stadt Haldensleben zu erobern. Aber die Unternehmung scheiterte kläglich, und Philipp flüchtete schimpflich an den Rhein zurück. So konnte Heinrich auf dies Jahr, 1179, mit Befriedigung zurückblicken. Um so trauriger sollte das folgende für ihn werden. Auf den Reichstagen zu Würzburg und in der Pfalz von Gelnhausen, deren Trümmer noch jetzt als Zeugen einstiger Pracht emporragen, wurde die Reichsacht über Heinrich ausgesprochen, der auf dreimalige Ladung nicht erschienen war. Das Herzogthum Sachsen wurde, allerdings sehr verkleinert, Bernhard, dem Sohn Albrechts des Bären, zugesprochen, der ganze Westen fiel dem Kölner zur Beute, während sich der Kaiser die Verfügung über Baiern noch vorbehielt und dasselbe bald darauf einem Wittelsbacher gab, dessen Nachkommen noch heutigen Tages in Baiern regieren.

Der Krieg dieses Jahres begann wieder glücklich für Heinrich. Wenn ihm auch die Eroberung Goslars nicht gelang, so schlug er doch den Landgrafen Ludwig von Thüringen in blutiger Schlacht und nahm ihn nebst seinem Bruder gefangen. Gleichzeitig brechen die Slaven verwüstend in die Lausitz ein, und der junge Adolf III. kämpft glücklich für seinen Lehnsheeren in Westfalen. Ein harter Schlag aber war es für Heinrich, daß er sich bei dieser Gelegenheit, wiederum wegen einer Geldfrage, mit diesem seinem treuesten Genossen überwarf, so daß Adolf offen zur Partei des Kaisers übertrat. Sofort besetzte Heinrich nun Holstein und eroberte Segeberg und Møen, die beiden Hauptfesten. Nun aber erschien sein Hauptgegner, Friedrich Barbarossa, selber in Sachsen, zu spät allerdings, um den entscheidenden Schlag noch in diesem Jahre zu führen. Bezeichnend aber ist es für den Charakter beider Männer, wie die sächsischen Großen im Laufe des Winters sich beeilen, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen. Wir erkennen daraus, wie wenig es Heinrich verstanden hatte, sich die Liebe der Seinigen zu erhalten, wir sehen

andererseits, wie außerordentlich groß der persönliche Eindruck des Kaisers gewesen sein muß, der, eben in dem Kampf mit der Kirche überwunden und zu demüthigendem Frieden gezwungen, sofort hier wieder im Vollbesitz der Macht und durch seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften nicht weniger, wie durch Waffengewalt siegend uns entgegentritt.

Im Frühling 1181 wurde das Gebiet Heinrichs bald noch mehr beschränkt. Der Hauptbesitz seiner Macht war jetzt noch Holstein, und hierhin, nach Stade, zog er sich zurück, während Friedrich vor Lübeck rückte und, jetzt im Bunde mit Waldemar, dieses zur Uebergabe zwang. Als nun auch die Eroberung von Lüneburg, wo seine Gemahlin sich aufhielt, und von Braunschweig, seiner Hauptstadt, bevorstand, da sah Heinrich ein, daß ihm jetzt nichts mehr übrig blieb als demüthigste Unterwerfung, um wenigstens seine Allodialbesitzungen Braunschweig und Lüneburg zu retten.

Zu Erfurt sehen wir den stolzen, jetzt so tief gedemüthigten und geknickten Herzog zu den Füßen desselben Kaisers, der einst zu Chiavenna vergebens die Kniee des Herzogs umfaßt hatte. Aber wenn auch Friedrich, dem Zuge seines Herzens folgend, ihm ein mildes Urtheil hätte sprechen wollen, der Fürsten wegen durfte er es nicht, die jetzt über ihren früher so mächtigen und hochmüthigen Gegner triumphirten. So fiel das Urtheil denn streng genug aus. Seine beiden Lehen wurden ihm dauernd abgesprochen, seine Alloden sollen ihm bleiben; er selbst aber muß auf drei Jahre Deutschland verlassen und in die Verbannung gehen, zu seinem Schwiegervater.

Bühnenrischend gehorchte Heinrich. Nachdem er in dem geringen Landstrich, der ihm noch geblieben, alles geordnet, brach er auf und verlebte nun drei traurige Jahre der Verbannung an dem Hofe seines Schwiegervaters, bald in England, bald in der Normandie, traurig, obwohl der König ihn mit den höchsten Ehren aufnahm und alles that, um ihm den Auf-

(475)

enthalt bei ihm erträglich und angenehm zu machen. In Deutschland zeigte es sich sofort, daß nur Heinrich den Schwierigkeiten der norddeutschen Verhältnisse gewachsen gewesen war, und daß der Kaiser einen gefährlichen Schritt gethan hatte, als er das sächsische Herzogthum zur Bedeutungslosigkeit herabdrückte. Es fehlte jetzt der kühne Slavenbändiger — die Slaven geriethen unter dänische Lehnshoheit; es fehlte der Vermittler zwischen dem Kaiser und den einzelnen Großen, — ganz Sachsen wurde in dieser herrenlosen, schrecklichen Zeit durch unaufhörliche Fehden zerfleischt. Die wichtigste Veränderung war die, daß Holstein die sächsische Lehnshoheit völlig abschüttelte, wodurch es ein um so bequemerer Angriffsobject für die immer lüsternen Dänen wurde. 1185 kehrte Heinrich nach Braunschweig zurück; aber noch war es ihm nicht vergönnt, in Ruhe dort seinem Ende entgegenzusehen. Als auf die Kunde vom Fall Jerusalems der greise Friedrich das Kreuz nahm, um mit der Wiedergewinnung der heiligen Stadt sein thatenreiches Leben zu beschließen, da sah er wohl ein, daß er den noch immer trollenden Löwen erst unschädlich machen müsse. Er ließ ihm die Wahl, allen Ansprüchen auf seine früheren Lehen feierlich zu entsagen oder sich dem Kreuzzuge anzuschließen oder endlich abermals auf drei Jahre in die Verbannung zu gehen. Heinrich wählte das letztere, wie es Friedrich wohl auch nicht anders erwartet hatte, und abermals nahm sein Schwiegervater ihn sowie seinen ältesten Sohn Heinrich gastfrei auf, während seine Gemahlin Mathilde mit den jüngeren Kindern in Braunschweig zurückblieb. Die beiden Gatten sollten sich nicht wiedersehen. Denn kurz nach Heinrichs Abreise raffte der Tod seine treue Leidensgefährtin dahin. Hatte sie es noch einigermaßen vermocht, die Feinde ihres Gemahls von offener Vraubung des wenigen abzuhalten, das ihm noch geblieben, so schien sein Erbe jetzt sofort den Nachbarn zur Beute fallen zu sollen. Auf diese Nachrichten aber vermochte der alte Löwe nicht ruhig zu bleiben, und da die Staufer das

Versprechen des Kaisers nicht gehalten hatten, seine Besitzungen während seiner Abwesenheit zu schützen, so glaubte auch er nicht mehr an seinen Eid gebunden zu sein.

Im Jahre 1189 erschien Heinrich wieder in Deutschland, und züchtigte in raschem Siegeslauf zuerst Bardewiek, das, früher ein Hauptsitz seiner Macht, ihn auf der Flucht einst schmähtlich gekränkt hatte, durch furchtbarste Zerstörung, an die noch jetzt am dortigen Dome die Worte erinnern: *vestigia leonis*: das ist des Löwen Spur. Kurz darauf konnte er auch als Sieger in Lübeck einziehen. Als aber König Heinrich VI., den Barbarossa als Reichsverweiser zurückgelassen hatte, und der bald, auf die Kunde von dem Tode des Rothbart, selbst den Thron bestieg, sich gegen ihn wandte, nahm der Krieg eine andere Wendung. Ich würde ermüden, wenn ich diese Kämpfe, die ohne große Schlachten und Ereignisse von besonderem Interesse verlaufen, eingehend schildern wollte. Ihr Ausgang war der, daß Heinrich fast nur Braunschweig blieb, und daß er jeden Gedanken an eine Wiedereinsetzung schwinden lassen mußte. Immer mehr wandte er sich nun von der freudlosen Gegenwart ab, und die Lektüre älterer Geschichtswerke, sowie die Sorge für die Ausschmückung der Kirchen seines Landes bildeten die Hauptbeschäftigung seiner letzten Lebensjahre.

Er erlebte es aber noch, daß sich ein Blick in eine glücklichere Zukunft seines Hauses ihm aufthat. Sein ältester Sohn Heinrich vermählte sich mit Agnes, der Erbtöchter des alten Pfalzgrafen Konrad, eines Bruders des Kaisers Friedrich. So erlebte er noch, daß sein Sohn mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein belehnt wurde, daß durch diesen Bund, den nur die Liebe geschlossen, der alte Streit zwischen Welfen und Staufern beendet schien. Auch mit dem jungen Kaiser kam endlich eine Versöhnung zu Stande, und dieß alles erhellte die letzten Lebensstage des Löwen. Am 6. August 1195 starb Heinrich, umgeben von seinem gleichnamigen Sohne und seinem Beichtvater Isfried

von Raseburg, dem letzten der ... öse, denen er in glücklicheren Tagen die Investitur ... heilt ha...

Lassen wir die Blicke noch etwas weiter schweifen, so sehen wird bald auf dem Haupte Otto's IV., seines Sohnes, die allerdings bestrittene Königskrone, wir sehen das stauffische Haus zerfallen, Konradin, sein letzter Sproß, stirbt durch Henkershand, und nichts von dem stolzen Gebäude hat sich auf unsere Zeiten erhalten. Grenzenlose Zerrüttung des deutschen Reiches folgte der Regierung der Staufer, die ihren Schwerpunkt nach Italien verlegt hatten. Heinrichs Geschlecht dagegen hat noch eine jahrhundertlange Blüthe erlebt bis auf unsere Tage, wo wir einen der letzten seines Stammes auf dem herzoglichen Stuhle zu Braunschweig sehen.

In Heinrich war ein großer Mann gestorben. Wir haben gesehen, wie er aufstieg zu schwindelnder Höhe, und wie er von dieser Höhe herabstürzte. Es war ein Sturz, wie ihn wenige erlebt haben. Können wir nun auch ihn nicht von der Verschuldung freisprechen, können wir nicht leugnen, daß er durch Gewaltthätigkeiten sich die Liebe seiner Unterthanen verschert, und daß er in dem kritischen Augenblicke seines Lebens, als er seinem Kaiser die Lehnstreue brach, der Schwierigkeit der Lage sich nicht gewachsen zeigte: das allgemein menschliche Mitleid werden wir ihm nicht versagen dürfen, das auch selbstverschuldetes Unglück beansprucht; und wir wollen ihm nicht vergessen, daß er es war, der Holstein und Mecklenburg für Deutschland in heißen Kämpfen errungen hat.